

# Brief aus der Zelle

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Fachblatt für schweizerisches Anstaltswesen = Revue suisse des établissements hospitaliers**

Band (Jahr): **29 (1958)**

Heft 2

PDF erstellt am: **22.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ren in Frage kommenden Beitragsquellen (private Fonds und Stiftungen, Schulpflegen usw.) aufgebracht werden. Eine allgemeine Erhöhung der Kostgelder hätte zur Folge, dass manche dringend notwendige Heimversorgung nicht mehr durchgeführt werden könnte. Andererseits müsste ein weiterer Kreis zahlungspflichtiger Eltern öffentliche Unterstützungen in Anspruch nehmen. Um die Personal- und Besoldungsverhältnisse der privaten Erziehungsanstalten den heutigen Verhältnissen anpassen zu können, ist unter diesen Umständen eine neuerliche Verbesserung der staatlichen Hilfe erforderlich. Gleichwohl wird nicht zu umgehen sein, dass einzelne Heime, deren Kostgeldansätze unter dem allgemeinen Durchschnitt liegen, angemessene Erhöhungen vornehmen müssen.

Auf Grund der bisherigen Erfahrungen erscheint es als zweckmässig, als Form der staatlichen Hilfe die *Beitragsleistung an die Besoldungen* der Angestellten mit erzieherischen Aufgaben (Heimleiter, Heimlehrer, Heimerzieher) beizubehalten. Diese Lösung erlaubt eine gerechte, den Personalbedürfnissen der einzelnen Heime angepasste Verteilung der Kredite und kann an Bedingungen hinsichtlich Ausbildung und Anstellungsverhältnisse der Mitarbeiter geknüpft werden. In Anbetracht der unzureichenden Lohnverhältnisse sind die bestausgewiesenen unter den bisher unberücksichtigt gebliebenen *Heimerziehern* in die staatlichen Unterstützungsleistungen einzubeziehen. In jedem Heim soll nun auf acht Zöglinge (bisher zwölf) eine beitragsberechtigte Stelle anerkannt werden.

Bei den *Heimlehrern* will der Staat so viel an die Besoldung einer Lehrkraft beitragen, wie das minimale Grundgehalt eines Volksschullehrers beträgt, was eine Erhöhung des Beitrages von 7000 auf 9600 Franken zur Folge hat. Die *Heimleiter* sollen wie bisher den Heimlehrern gleichgestellt werden. An die Besoldung der Heimerzieher soll ein jährlicher Beitrag von 4000 Fr. ausgerichtet werden. Auf Grund dieser Ansätze ergeben sich insgesamt Beiträge an die

Schulheime von 647 000 Fr. Den Erziehern an Schulentlassenheimen müssen Löhne und Altersversicherungsleistungen geboten werden, die es ihnen ermöglichen, auch nach ihrer Verheiratung auf ihrem Posten zu bleiben. Für insgesamt 29 Erzieherstellen ist ein Kreditbetrag von 174 000 Fr. erforderlich.

Für die vier *Erziehungsheime der Stadt Zürich* soll gemäss gesetzlicher Regelung am Subventionssatz von 18 Prozent festgehalten werden. Von den Beiträgen zur Unterstützung *ausserkantonaler Erziehungsheime* soll der Beitrag an das Heim «Neuhof» Birr vorläufig unverändert bleiben, hingegen ist an das «Kinderheim Pro Juventute Davos», dessen tuberkulosekranke Kinder etwa zu einem Fünftel aus dem Kanton Zürich stammen, ein höherer Schulbeitrag (Fr. 1.20 statt 70 Rappen pro Kind und Tag) von insgesamt 16 000 Fr. zu entrichten.

Der Zürcher *Kantonsrat* hat in der Sitzung vom 9. Dezember 1957 die Staatsbeiträge an Schul- und Erziehungsanstalten von 582 000 um 413 000 auf 995 000 Fr. erhöht. Er ist also, auf Vorschlag der vorberatenden Kommission, noch höher gegangen als die Regierung. Allerdings wurden diese Beiträge auf die Jahre 1957, 1958 und 1959 befristet, dies deshalb, weil ein Gesetzesentwurf in Ausarbeitung steht. Dannzumal soll die heute bestehende Benachteiligung der Nichtschulheime korrigiert werden. Dieses Unrecht ist mit der nun vorgenommenen Erhöhung noch vergrössert worden. Wohl mit Recht wurde darauf hingewiesen, dass es unter den vierzig Nichtschulheimen einige gibt, die weit besser geführt sind als andere, die Beiträge erhalten.

Einhellig hat der Kantonsrat auch die Staatsbeiträge an *Um- und Neubauten* dreier privater Erziehungsheime beschlossen: 170 000 Fr. an das Schweizerische Erziehungsheim für katholische Mädchen in *Richterswil*; 300 000 Fr. an das Kinderheim «Bühl» in *Wädenswil* und 528 000 Fr. an das Pestalozzihaus in *Rätterschen*.

## Brief aus der Zelle

Nun sind es zwei Monate! Auf meinem Kalender habe ich jeden Tag angestrichen, an dem ich Dir wieder schreiben darf. Heute ist er da. Am Morgen war ich, wie jeden Sonntag, im *Gottesdienst*. Das Evangelium vom königlichen Gastmahl hat mich (zum ersten Mal im Leben!) sehr ergriffen. Wir alle, die im Raume sassen, sind jener Mann ohne hochzeitliches Gewand, der ausgestossen wurde. Ich sah, wie manche der Gefangenen an sich herunterschauten. Wir sassen ja alle im Saale des Königs — aber ein ehrliches Kleid hatte keiner an, wir konnten also auch hier vertrieben werden «in die äusserste Finsternis». Aber kamen wir nicht aus dieser Finsternis, wo Heulen ist und Zähneknirschen? Darüber musste ich viel nachdenken und verpasste den Verlauf der heiligen Handlung. Es ist überhaupt schwer, andächtig zu sein. Im Gottesdienst ist es am schlimmsten. Ich weiss nicht, wie es die

andern Gefangenen empfinden. Aber ich komme mir nie so schlecht und verstossen vor wie im Gottesdienste. Gott, sollte man meinen, habe einem verziehen. Doch es ist sonderbar: Solange man unter dem Vollzug der gesetzlichen Strafe steht, fühlt man sich schuldig, auch Gott gegenüber. Mir ist immer, ich müsse meine Schuld stets neu bekennen: Vor Gott, vor den Aufsehern, dem Direktor. Ich weiss nicht, woran es liegt, aber der ganze Tageslauf, die Behandlung und die Tatsache des Eingeschlossenseins bringen einem das Gefühl der Schuld so eindringlich zum Bewusstsein, dass man je länger je mehr weiss, wie schlecht man ist. Manchmal denke ich, die vielen hundert Menschen in diesem Hause könnten nie im Leben mehr gut werden — nicht weil sie einmal ein Verbrechen begangen haben, aber weil die Zeit der Gefangenschaft sie von ihrer Bosheit so tief über-

zeugte. Vielleicht stimmt diese Annahme nicht ganz, doch die vielen Rückfälligen würden sie eigentlich bestätigen, nicht wahr? Vor ein paar Tagen hat mir freilich eine junge Frau in Bruchstücken erzählt, warum sie hier sei. Sie hat in der Verzweiflung ihr neugeborenes Kind erstickt. Nun ist sie froh, die Schuld abbüssen zu können, wie sie sagt. Mit jedem Tag, glaubt sie, werde ihre Schuld kleiner, bis nach zwei Jahren alles getilgt sei und sie als entsühnter Mensch ein neues Leben anfangen könne. — Ich weiss nicht, ob viele so empfinden. Die Gesichter der andern Gefangenen, wenn sie über die Näharbeit gebeugt sind, lassen nicht auf so positive Einstellung schliessen.

Ja, ich bin im *Nähsaal*. Kannst Du Dich erinnern, wie namenlos ungern ich Näharbeiten machte? Stricken, ja, das tat ich immer gern. Aber nähen! Nun beginnt mein Tag morgens um sieben Uhr. Das heisst, wir müssen um sechs Uhr aufstehen, weil es dann läutet und das Licht in der Zelle einschaltet. Dann verlässt man augenblicklich das Bett, zieht sich an, wäscht sich mit dem wenigen kalten Wasser im Krug und legt die Bettwäsche und Wolldecken schön zusammen. Wenn die Zellen geöffnet werden, trägt eins um's andere die Kübel hinaus, um sie zu leeren. Es sind zwei, einer für die persönlichen «Bedürfnisse» und der andere für Wasch- und Spülwasser. Ich habe einmal in einem Buche gelesen, dass ein Strafgefangener schrieb, das Schlimmste seien diese Kübel. Ja, sie sind es! Tiefer kann man einen Menschen kaum erniedrigen, als dass er gezwungen wird, vor aller Augen diesen Gang mit dem Kübel zu tun. Hier muss ich zwar um der Wahrheit willen sagen, dass es für mich *noch* Schlimmeres gibt. Den täglichen *Spaziergang*! Du staunst? Dann müsstest Du einmal sehen, wie Menschen ins Freie geführt werden! In Reih und Glied, grau in grau, beginnen wir den Marsch im Hofe, der hoch ummauert ist. Es ist ein grosser Garten, mit Erdbeerbeeten und Spalierbäumchen. Jetzt im Herbst hängen reife Äpfel und Birnen an den Bäumchen. Aber nicht sie sind es, die diese halbe Stunde zur Qual machen. Es ist dieses Laufen hintereinander! Man spaziert nämlich nicht. Jemand führt uns. Wenn es eine Junge ist, läuft sie wie gejagt. Es ist, als könnte sie ihre Freiheit erlangen. Im Abstand von zwei Metern folgen ihr die andern Gefangenen. Man hört ja viel von diesem Spaziergang im Gefängnishof. Dort ist er immer rund. Hier ist es ein Dreieck. Das heisst, es gibt daneben noch kleinere Wege. Darauf gehen die alten, gebrechlichen Frauen. Wir Jüngeren aber sind gehalten, zu laufen, die Hände auf dem Rücken. Man steht nie still. Und es wäre doch so schön, einen der kleinen Bäume anzuschauen, über seine gilbenden Blätter zu streicheln. Aber das ist verboten. Man könnte einen Apfel wegnehmen. Nein, es ist nicht wahr, dass das Eingeschlossensein in der Zelle eine Tortur ist. Dort kann man sein Elend allein tragen — auf dem Spaziergang aber trägt man dazu die Last und Schande aller! Es mag sein, dass ich später zu ganz anderen Erkenntnissen gelange. Aber jetzt, nach acht Wochen, empfinde ich es so. Ich will Dir auch immer alles ganz wahr erzählen. Hier, wo man nichts, aber auch gar nichts geheim halten kann, wiegt jedes Wort schwer. Ich möchte keines sagen und keines schreiben, zu dem ich nicht ganz stehen könnte.

Aber wie weit schweife ich ab. Du musst mir verzeihen, gelt? Weil ich nie sprechen darf, ausser beim Rapport oder kurz mit der Aufseherin, kommen mir beim Schreiben die Gedanken in solcher Vielfalt zu, dass es schwer ist, sie auch nur einigermaßen zu ordnen. Und ich möchte, dass Du alles von mir weisst, wie früher, auch wenn es nun sehr traurig ist. Anderes habe ich ja nicht mehr zu erzählen.

Also um sieben Uhr stehen wir auf dem schmalen Gang vor den Zellen. Der Nähsaal ist gleich vorn, am Ende des Traktes. Dort hinein werden wir geführt. Hinter uns schliesst sich die Tür. Der Saal ist gross und sehr hell. Vor den vielen Fenstern laufen kreuzweise die Gitter. Aber das brauche ich nicht mehr zu erwähnen, weil es im ganzen Hause keine gitterlosen Fenster gibt. Die Aufseherin, die noch jung ist, gibt die Arbeiten aus. Man sitzt an einem langen Tische, es gibt sechs Nähmaschinen, die meisten Frauen müssen demnach von Hand nähen. Gerade jetzt flicken wir die Hemden der Männer. In grossen Weidenkörben sind sie aufgestapelt — alle blau mit grauen Streifen. Jeden Morgen befällt mich das Wissen wie ein Alldruck: Nie werden diese Körbe leer sein! Immer kommen aus dem Trockenraum neue Haufen — Woche für Woche, Jahr um Jahr!

Das interessiert Dich nicht, ich weiss. Aber zwischen diesen zerrissenen, verblichenen Hemden und den grauen Socken der Sträflinge spielt sich nun mein Leben ab! Drei Nadeln, Faden und Schere liegen vor mir auf dem Tisch. Die Aufseherin, wahrscheinlich eine Schneiderin, gibt jeder von uns ein Hemd und erklärt, was gemacht werden muss. Die Sachen sind sehr sauber und die alten Flicke tadellos eingesetzt. Ich bitte die Schneiderin, mir Handarbeit zu geben, weil ich Angst habe, nicht so schön nähen zu können wie meine Kolleginnen. Sie ist sehr freundlich und sagt: Oh, das werden Sie schon noch lernen! Nun bangt mir jeden Morgen, sie werde mich veranlassen, es zu lernen! Von Hand geht es ganz ordentlich. Aber wir sitzen stundenlang über derselben fadenscheinigen Stelle. Sie muss so fein verwoben werden, als gelte es, ein Musterstück herzustellen. Dabei überquellen die Körbe mit den zerrissenen Hemden!

Es wird *nicht gesprochen*. Im Merkblatt, das in jeder Zelle aufliegt, steht als Erstes, dass in der Anstalt striktes Schweigegebot herrscht. Im Nähsaal wird es sehr streng gehandhabt. Ausser den notwendigen Anweisungen fällt kein Wort. Das Geräusch der Nähmaschinen und dasjenige der Scheren ist alles, was laut wird. Durch das manchmal offene Fenster dringen des Tages ferne Töne herein, aber es ist sonderbar — man kann sich kaum vorstellen, dass hinter der Mauer noch etwas wie die Welt liegt. Auch die Frauen, so nahe sie einem sind, werden fremd im stundenlangen, dumpfen Schweigen. Ihre geneigten, versorgten Gesichter sind grau. Nur eine ist, die lächelt, wenn man sie ansieht. Aber ich will Dir ein andermal von den Frauen erzählen. Jetzt ist der Bogen voll beschrieben. Du wirst mir vielleicht einmal schreiben, ob es Dir angenehm ist, wenn ich Dir die Briefe schicke. Leider gibt es kein privates Schreibpapier. Ist Dir dieses vorgedruckte unangenehm?

Es läutet. Wir treten zum Spaziergang an.

Herzlich grüsst Dich Deine

Barbara